

Bezugspreis:

Wochenblatt 2.- Mtl. monatlich 1.- Mtl. ...

Anzeigenpreis:

Der achteilte Monatspreis ...

Vorwärts

Berliner Volksblatt.

Zentralorgan der sozialdemokratischen Partei Deutschlands.

Kedaktion und Expedition: SW. 68, Lindenstr. 3.

Freitag, den 12. September 1919.

Vorwärts-Verlag G. m. b. H., SW. 68, Lindenstr. 3.

Scheidemann enthüllt.

Friede und Sozialdemokratie.

Scheidemanns Rede in Paris hat in der Dis-

ussion noch eine wichtige Ergänzung gefunden, die wir in der

Erwähnt haben wir schon, daß in der Diskussion drei Unab-

hängige zu Worte kamen. Einer davon funktionierte aus

Daruf antwortete Scheidemann unter all-

kanzler von Bethmann Hollweg, um ihm eine Friedens-

„Meine Herren! Ich bitte Sie dringend, tun Sie das jetzt

Der sozialdemokratische Parteivorstand hat sich unablässig

Die Unabhängigen schwiegen hierauf beschämt.

Kenner über Oesterreichs Anschluß.

Der österreichische Staatskanzler Renner hat

Die österreichische Regierung habe wegen des Hinman-

Was die künftigen Beziehungen Oesterreichs zum be-

Die Ausnutzung der Wasserkraft und die Elek-

Geplantes Attentat gegen Wilson.

„Corriere della Sera“ meldet: In St. Louis ist der frühere

Donauschiffahrt freigegeben. Der Kommandant Cecil Eiben

Wieder eine Ratifizierung. Das neutrale Bureau meldet

Eine tschecho-slowakische Handelskammer. Am Sonntag

Glasgow für direkte Aktion.

Nach einer Neutermeldung aus Glasgow hat der Gewer-

Weitere Befangenenrückkehr.

Die Kriegsgefangenenfürsorge teilt mit: Die in

Englischer Abzug in Nordrußland.

Den englischen Blättern vom 8. zufolge, hat ein riesiger

Der Führer eines englischen Bataillons an der nordrussischen

Auf dieses Schreiben ist eine Antwort einer hohen Persönlich-

Verdoppelung der Fernspreckgebühren!

Zum 1. Oktober d. J. werden die Gebühren für die

Bornes, der zum Tode verurteilte tschechische Aktivist, hat eine

Eine Kautsky-Debatte.

Die Reichskonferenz der Unabhängigen

In der Fortsetzung der Debatte über die politi-

Die Kautsky-Frankfurt wandte sich gegen die tschechischen

um die Ohren geschlagen. Bewußt sind die Leistungen Kautskys

Denke-Bremen verteilte Kautsky und bezeichnete Dih-

Kurt Gever als Korreferent sprach gegen die tschechischen

Haase als Referent sprach noch einmal, daß er jede Ver-

Aber Kautsky verfallen,

Die Kautskyschen Schriften nicht, sondern führen sich auf ihre

Die Konferenz ging sodann zum Thema „Die Inter-

den Terrorismus verpflichtet, wie er von Lenin immer wieder als Notwendigkeit der Entwicklung hingestellt wird.

Bürgerkrieg bedeutet Aufheben der Produktion, bedeutet einen ganz rohen Verteilungssozialismus, bedeutet damit schließlich die Abschaffung der Sozialisierung.

Städter als Korrekturen sprach für den Anschluß an die dritte Internationale und sagte gegen Bürgerkrieg: „Bürgerkrieg ist schließlich jede Revolution. Den Bürgerkrieg auszuschließen, ist ganz unrevolutionär.“

Eine Diskussion dieser Resorte findet nicht statt. Es folgt dagegen eine Gewerkschaftsdebatte. Koenen berichte über fünf verschiedene Strömungen in dieser Frage. Da seien die föderativen Sozialisten, dann die kommunistischen Reformisten der gewerkschaftlich-politischen Einheitsaktion, dann die Anhänger der Betriebsorganisation, die sog. gewerkschaftliche Opposition und schließlich eine Strömung, die die Gewerkschaften für erledigt erklärt.

Werten Düsselndorf sagt, im Industriegebiet gebe es noch mehr Abplitterungen als die von Koenen aufgezählten.

Man bemerkt auch in diesen Debatten ein starkes Bestreben, die Geister, die man gerufen hat, allmählich wieder loszuwerden. Groß angeführten werden müssen vor allem Silberding, goldene Worte über Bürgerkrieg und Sozialisierung. So spricht der Chefredakteur derselben „Freiheit“, die mitunter in geradezu oerbacherischer Weise mit dem Bürgerkrieg gespielt hat und spielt. Wäre Silberding konsequent, so müßte er eigentlich Roske preisen, der doch in erster Linie das Aufkommen des allgemeinen Bürgerkriegs in Deutschland verhindert hat.

Alles in allem war das unentwegte Revolutionarium, dessen Konfusion jede fruchtbare Auswirkung der Revolution gefährdet, in die Defensive gedrängt, und das Genke-Menschen spiel mit Kautsky verlief glimpflich. Alles in allem wurde auch der Unterschied zwischen Sozialdemokratie und U. S. V. D. klar: wir schreiben 1919, die Unabhängigen vergnügten sich indes mit den Debatten, die wir vor dreißig Jahren genau so mit den Anarchisten geführt haben.

Dieses Jurisprudenz ins Et soll eine „revolutionäre Entwicklung“ sein? Welcher Fortschritt!

In politischen Fragen ist man zweierlei Ansicht, in gewerkschaftlichen gar fünferei. Auf die Rechtssozialisten schimpfen, ist doch noch kein Programm, das auf die Dauer befriedigen kann.

Immer dringlicher wird also die Frage: Was wollen die Unabhängigen eigentlich?

Neue Parteiblätter.

Hamburg, 12. September. (Eigener Drahtbericht des „Vort.“) für die nähere und weitere Umgebung Hamburgs sind von den Parteigenossen der Bezirke drei neue Parteiblätter in Aussicht genommen bzw. schon gegründet.

Einige werden vorläufig in der Druckerei des „Hamburger“ im hiesigen Format des „Echo“ und unter Benutzung eines Teiles des Textes hergestellt. Eine dritte Parteizeitung ist geplant für den Bezirk Stade-Premerörde und für den Kreis Hadeln und Aehdingen. Sie soll hergestellt werden in der Druckerei des „Harburger Volksblatts“. Die Verhandlungen darüber stehen vor dem Abschluß.

Steigerung der Kohlenförderung. Sei dem Ende des Generalstreiks hat sich die Kohlenförderung im obersteilichsten Revier stetig verbessert. Bemerkenswert ist, daß sie schon weit die Förderung vor dem Generalstreik übersteigt und zwar übersteigt sie 90 000 Tonnen täglich. Es ist zu hoffen, daß keine weiteren Unruhen eintreten, die diese Zahl nochmals wieder stark abwärts kanellen lassen würden.

Der Maler Feuerbach und sein Onkel Ludwig.

Zum 90. Geburtstag des Künstlers, 12. September. Im „Vermächtnis“, jener kleinen Selbstbiographie des Malers Anselm Feuerbach, lesen wir: „So viel ist freilich wahr: in den Fäden, wo ein rasches Eingreifen der Göttheit tausendfaches Gland verbinden könnte, versteht sie sich und ist nicht zu finden.“ So viel ist freilich wahr — das stimmt wie ein widerwärtiges Zustandnis an einen Gottesläugner, einen Atheisten. Aber da gemeint ist, ist nicht schwer zu erraten. Anselm Feuerbach hat, wie wir wissen, die Schriften seines Onkels Ludwig, des Philosophen, in seinen jüngeren Jahren eifrig gelesen; es könnte also scheinen, als hätten wir in dem mitgeteilten Aphorismus das Schlüsselwort einer längeren Gedankenkette. Klein die Urstiftung von Feuerbachs Aufzeichnungen enthält den erwähnten Satz überhaupt nicht; er ist eine Einschaltung von der Hand der Mutter des Künstlers, der Herausgeberin des „Vermächtnisses“. In der Urstiftung heißt es viel bestimmter: „In den Fäden, wo ein rasches Eingreifen der Göttheit tausendfaches Gland verbinden könnte, versteht sie sich immer und ist nirgends zu finden.“ Des Künstlers wahre Meinung drückt auch folgender Aphorismus aus: „Wenn jemand von göttlicher Vorsehung spricht, so muß man den Umgang abbrechen, denn er ist entweder ein Dummkopf oder ein Heuchler.“ An diesen klaren Worten hatte die Mutter — sie war die Tochter eines Geistlichen — Anstoß genommen und sie deshalb gestrichelt. Sie sind uns nur in der Urstiftung erhalten.

Es ist so ziemlich sicher, daß der Vater des Künstlers, der Archäolog Anselm Feuerbach, den Lehren seines Bruders, des Philosophen, weit näher stand, als die Mutter. Bezüglich doch der Philosophie selber in einem Briefe an seinen Freund J. Schibich (21. Oktober 1851), der Umgang mit seinem Bruder sei deswegen für ihn interessant gewesen, weil er die Prinzipien seiner Anschauung in ihrer Anwendung auf die Kunst vollständig bestätigt fand, und, obwohl er weit eher eine künstlerische auch mit meiner Religionsphilosophie im weitestmöglichen Harmonierte.“

Anselm der Jüngere blühte als angehende Künstler voller Ehrfurcht und Liebe zu seinem berühmten Onkel empor. Mit berechneten Worten schildert der Sechzehnjährige in einem Briefe vom Juli 1845 einen Besuch Ludwig Feuerbachs in Düsseldorf. Anselm punktlich abends 7 Uhr in Studobors Kletter auf der Akademie an den Orden eines Portiers, das einen General von der Groden herrschte. Plötzlich tritt die Frau des Portiers herein und meldet ihm, ein fremder Herr habe ihn seit einiger Zeit, sei aber wieder weggegangen; er logiere im königlichen Hof. Anselm eilt ihm um Vatermittel nach und fragt im Gasthaus den Kellner, ob ein fremder abgehoben sei. Während ich spreche, kommt schnell ein Herr im Plüsch, geht eilig an mir vorbei nach dem Speiseaal; ich sah ihn nur flüchtig, aber gleich bligte die Ahnung in mir auf. Es könne Onkel Ludwig sein. Er kommt mir entgegen, wir schauen einander an, und plötzlich umarmen wir uns. Wir waren beide verwirrt; ich sah dann mit ihm, und dann waren wir ganz einverstanden. Wenn ich wegsah, blickte er mich scharf an, und wenn ich ihn ansah, blickte er wieder

Das „ritterliche“ Polen.

Polen scheint nicht nur das Erb- Ostrombiens in vollem Maße übernehmen, sondern das Mittelalter wieder herzustellen zu wollen, wie sich aus folgender Meldung ergibt:

Das litauische Pressebureau meldet, daß die Polen in dem von ihnen besetzten Gebiete Littauens die Bauernstrafen einführen, d. h. daß die Bauern für die Grasgründung zwei Tage in der Woche anentgeltlich arbeiten müssen. Die litauischen Bauern aus den polnischen Teilen des Gouvernements Wilna haben sich an die englische Militärmission in Litauen gewandt.

Würdig reißt sich dieser eine andere Meldung an, die den großherzoglichen Annektionismus der Warschauer Nachhaber zeigt.

Das litauische Pressebureau meldet aus Wilna, daß Polkubski bei einem Besuch in den von den Polen besetzten Gebieten Littauens in einer Ansprache an die Soldaten erklärt hat: Wir werden das Land nicht räumen, weil wir es als von Polen anerkannt betrachten. Diese in Gegenwart vieler Litauer gemachte Erklärung hat eine große Erregung unter der Bevölkerung hervorgerufen.

Das ist das Raubrittertum in voller Blüte. Die demokratischen westlichen Geburtshelfer Polens werden auch diese Ausschreitungen der „armen, entrechteten, edelmütigen Polen zur Kenntnis nehmen müssen.“

Der Münchener Geiselmord vor Gericht.

Der Zeuge Wolffkeiner war einer der Wächter im Gymnasium. Die rohe Behandlung der Weisgardien schnitt ihm ins Herz, und er suchte den übrigen Geiseln das Schicksal zu erleichtern. Er forderte zwei von ihnen an, einen Bisselbrot und eine der später ermordeten Geiseln, die ihm beim Nachstudien helfen sollten. Er habe die beiden auch zugewiesen bekommen, und sie hätten sich so bei ihm erhalten können. So habe er die Unglücklichen, wenigstens auf Stunden, vor Mißhandlungen schützen können.

Der Zeuge Schallerz sagt aus, daß Seidl irgend jemand, wen er nicht, im Geiselmord gestraft habe:

„Wieviel Geiseln sind jetzt tot?“

Die Antwort lautete: „Sieben.“ Darauf habe Seidl gesagt: „Ich muß mir helfen.“ Dabei machte er eine Handbewegung, als wolle er sagen: „Mit dem Machen an die Wand. Dieser Mord war der Prinz Thurn und Taxis.“ Vorf.: Seidl, haben Sie etwas dazu zu sagen? — Seidl: Es ist alles nicht wahr! — Vorf.: Glauben Sie, daß der Zeuge einen Meineid geschworen hat? — Seidl: Das hat er. Diese Antwort empört die Juräter, und es werden jurale laut: Lump! Gemeindell! — Vorf.: Die Angabe dieses Zeugen ist auch durch viele andere bestätigt. — Seidl: Aber alle nicht mit Bestimmtheit. — Nun fragt Rechtsanwalt Viehöver die Zeugen sehr eindringlich und immer wieder, ob seine Ausführungen auch wirklich wahr seien. Da wendet sich der Vorsitzende an Viehöver mit den Worten: „Herr Rechtsanwalt, und wenn Sie auch noch öfter fragen, man kann doch aus dem Zeugen nicht mehr herauspressen als er gesehen und gehört hat.“ Der Zeuge ist einer von denen, die von der Da Hauer Front zurückzucken, weil sie erst Wohnung haben wollten, ehe sie kämpften. Er sei kaum im Zimmer gewesen, als ein Mann hereintrat und fragte:

„Wer meldest du freiwillig zur Geiselerlöschung?“

Aus seinem Zimmer habe sich aber keiner gemeldet? — Vorf.: War das ein Rotgardist? — Zeuge: Nein, ein Zivilist, der hinten und am Ende ging. — Vorf.: Das ist niemand anders als der Zeuge Bahlsberger, der gestern im Gerichtssaal verhaftet worden ist. Sie werden ja Gelegenheit haben, ihn bei der Vorlesung des Geiselmordprozesses auf der Anklagebank zu sehen.

Der nächste Zeuge Wilhelm Ertl ist einer von jenen politischen Gefangenen, die vor einigen Wochen aus der Festung Oberhaus bei Passau ausgebrochen sind, der aber vor kurzem wieder der Polizei in die Hände fiel. Er schildert seine Erlebnisse am 30. April und versucht dabei, den formalistischen Volkshelden zu markieren. „Ich bin“, so erzählt er, „am Abend sofort ins Kriegsministerium gefahren. Die Straße vor dem Ministerium war voller Leute, lauter Bürger und Bour-

geois.“ Im Kriegsministerium war kein Mensch mehr. Ich gehe zurück. Unten treffe ich den Oberkommandanten Eglojer im Auto. Ich müsse ihm unbedingt Verstärkungen nach Steinhäufen bringen. Keine Sektion sei die einzige, auf die noch Verlaß sei. Ich fahre mit ihm im Auto ins Gymnasium. „Paß auf, Ertl“, sagt er zu mir, „ich brauche jemand, der durchaus zuverlässig ist. Im Luitpold-Gymnasium sind Geiseln erschossen worden. Die müssen beiseite geschafft werden.“

„Am besten in die Hölle mit den Leichen.“

Schön, sage ich, das wird besorgt. Ich fahre nach Westend zurück, hole mir ein paar Leute. Die fahren im Auto voraus. Ich komme dann hinterdrein. Wie ich ins Gymnasium komme, laden meine Leute auf, aber nicht Leichen, sondern ganze Pfaden gestohlene Uniformen. „Die Leichen gingen sie nicht an“, sagen die Kerle. Die sollten sein die begraben, die sie erschossen hätten.“ — Vorf.: Sie sollen irgendwo eine Aushörung getan haben, die nicht sehr fein ist. — Zeuge: Kann leicht sein. — Vorf.: Was haben Sie im Schnapladen gesagt? — Zeuge: Wenn man alle Ausschreitungen aufschreiben wollte, die während der Räterepublik gemacht worden sind, so viel Papier gibt es nicht. — Vorf.: Ich habe Sie gefragt, was Sie gesagt haben. — Zeuge: Ich kann schon so etwas gesagt haben. — Vorf.: So sagen Sie es doch endlich. — Zeuge: Es ist so viel geredet worden während der Räterepublik. — Vorf.: Sie sollen gesagt haben: „Nur jetzt hat mit den Geiseln, die kann man mir jetzt bringen, ab-“ — Zeuge: Ja, abmurken tun wir die, wie die Katzen.

„Eine Kugel find die nicht wert.“ Zeuge: Es mag schon sein, daß ich so etwas ähnliches gesagt habe. Aber das war nur so geredet. — Vorf.: Also eine radikale Phrase war es nur? — Der Zeuge wird dann wieder in die Haft abgeführt.

Ein gewisses Aufsehen erregt es, daß auf die Zeugin Frau Schidhofer verzichtet wird, die in der Voruntersuchung ihren eigenen Mann schwer belastet hat. Es wird dann die Aussage eines unauffindbaren Zeugen verlesen, der gesehen hat, wie in dem Schuppen, in dem die Leichen der Erschossenen lagen, ein Rotgardist die Leiche der Gräfin Westarp in die Höhe hob, um

Die Leiche mit Hüben greifen

und ihr ins Gesicht geschickt habe. Das habe den Zeugen so angefallen, daß er dem Mörder ein paar kräftige Ohrfeigen verabreichte.

Als nächste Zeugin erscheint, tief verschleiert, Frau D a u m e n - l a n g, die Witwe des ermordeten Sekretärs. Ihre Aussagen macht sie bei lautloser Stille. Zunächst soll die Zeugin angeben, wen sie unter den Angeklagten kenne. Sie schaut jedem der Mitglieder ihres Mannes scharf ins Gesicht. Seidl sieht dabei wie geistesabwesend an die Decke des Saales. Vorf.: Ich muß das traurige Kapitel vom Tode Ihres Mannes ansprechen. Erzählen Sie uns, wie seine Verhaftung erfolgte. — Zeugin: Es war am 28. April, abends gegen 8 1/2 Uhr. Da schellte es und ich dachte, es sei mein Mann. Daraus kamen drei Leute. Ich spähte durch den Türspalt und sah, daß es Rotgardisten waren, eine wüste Gesellschaft. Ich hielt mich ruhig und sie stellten mich fest. Dann gingen sie an zu stufen. Ich vermutete, es seien Plünderer; sie unterstellten sich, wie man die Tür sprengen könne und dann fliegeln sie wieder und sagten

der Denkmalsang soll verhaftet werden.

Wenn niemand aufmache, blieben sie die ganze Nacht hier. Wenn Widerstand geleistet werde, sollten wir an die Wand gestellt werden. Dann probierten sie es mit einem Nachschlüssel. Schließlich machte ich auf. Sie suchten die Wohnung durch und öffneten auch den Schreibschiss. Ich verlangte Auskunft über ihre Person und zeigte man mir einen Verhaftungschein von E g l o j e r. Endlich kam mein Mann. Wir glaubten, es sei das Beste, wenn er mitginge. Ich habe ihn nicht wiedergesehen. Am 30., abends, gegen 6 1/2 Uhr, kam plötzlich ein junger Mann zu mir und sagte, er sei auch als Geisel im Luitpold-Gymnasium gewesen, jetzt aber entlassen worden. Mein Mann liege mir sagen, daß er erschossen werde, wenn ich ihn heute nicht heranzöhrte. Es wäre die höchste Zeit. Nach 6 Uhr würde ich niemand mehr treffen. Ich habe meine Verwandten in die Stadtkommandatur und eile selber ins Gymnasium. Ich kam atemlos im Gymnasium an. Ein Soldat, der Herr F e h n e r, der da oben sitzt, fragte mich, wohin ich wolle. Ich muß meinen Mann herausholen, sonst wird er erschossen. F e h n e r führte mich auf Seidls Zimmer und sagte: „Seidl, komm einmal her.“ Seidl antwortete: „Ich habe keine Zeit, was wollen Sie denn?“ Ich sagte, daß ich meinen Mann heraushaben wolle.

„Es wird niemand erschossen.“

antwortete Seidl. Seidl riet mir, am nächsten Morgen zum Ober-

herum. Der Kassandradist — ich möchte wissen, was er gesehen hat.“ Später sind sie zusammen bei Bekannten, aber Onkel Ludwig habe auf die Gesellschaft keinen besonderen Eindruck gemacht, er sei verlegen gewesen. „Der eigentliche Grund war das viel zu oberflächliche Gespräch; mit solchen Leuten kann Ludwig sich nicht unterhalten.“

Des Onkels neueste Schrift, „Das Wesen der Religion“, den Vorläufer der umfangreicheren Vorlesungen über dasselbe Thema, hat er gleich nach Erscheinen gelesen, und von der Höhe seiner 16 Jahre führt er aus eine Art von Kritik an dem Väters: „Ludwig ist ein großer Mann“, schreibt er am 17. Dezember 1845 an die Eltern, „allein die Tendenz seines letzten Verfassens gefällt mir nicht, es zieht ihn zu sehr ins Irdische.“ Der Philosoph vertritt in jener Schrift nämlich den Satz: „alle gute Gabe und Anlage komme nicht von oben herab, sondern von unten herauf, nicht aus der Höhe, sondern aus der Tiefe der Natur.“

Im Juli 1846 macht er Ferienpläne und schreibt an die Eltern: „Herrlich, wenn ich nur noch Ludwig trüge und Herrweg, das wäre prächtig, ich bin begierig auf beide.“

Daß er im Jahre 1847 dem Onkel in Brudberg bei Ansbach einen Besuch abgestattet hat, wissen wir aus den persönlichen Erinnerungen der Julie Stadler, einer Verwandten des Hauses Feuerbach. „Wer ihn je gesehen, konnte ihn niemals vergessen. Ein achtzehnjähriger Jüngling, schön wie Apollon, ein echter und rechter Feuerbach, mit herrlichen blauen Augen, feinen, geistvollen Gesichtszügen und dunklem Lockenhaar, voll jugendlichen Frohsinn und von graziöser, feiner Gestalt.“

In Briefen aus Rom trägt dann der Künstler später seiner Mutter wiederholt Grüße an den Onkel auf. Er tat auch des öfteren die Absicht gehabt, den Philosophen zu besuchen. Leider scheint er sie nicht ausgeführt zu haben. Wenigstens ist ein Bildnis Ludwigs von der Hand Anselms bis jetzt nicht aufgetaucht.

Tief ergriffen liest er im Jahre 1874 Karl Grün zweibändiges Werk über den inzwischen verstorbenen Philosophen und teilt der Mutter in Briefen von Ende November und vom 26. Dezember einige Stellen daraus mit. Dabei mochte ihm zum Verwundern kommen, wieviel Bekanntheit sein eigenes Schicksal mit dem des Onkels hatte. Er zitiert: Ludwigs Worte war:

„Was ich bin, fragst du mich? Warte, bis ich nicht mehr bin.“

In gleichem Sinne hatte er selber des öfteren an die Mutter geschrieben, seine Bilder würden einst Jungen bekommen und sagen, was er gewesen sei, und was er gewollt habe.

Und wie dachte Ludwig Feuerbach über seines Kessens Kunst? Es liegen uns nur wenige Zeugnisse darüber vor. Im Sommer 1807 machte er mit seiner Tochter Eleonore eine Erholungsreise nach München und Berlin. Er schreibt darüber an den jungen Schwaben Wilhelm Volin: „In München hielten wir uns zwei und einen halben Tag auf. Ich hatte mit diesem Aufenthalt für meine Person nur den Zweck, die Bilder meines Kessens zu sehen. — Ich habe die Bilder meines Kessens, besonders seine letzten, schon gefunden.“ Auch die erste Darstellung des Gastmabls des Plato hat der Philosoph noch sehen dürfen. „Von Plato's

Gastmahl“, schreibt er Anfang Juni 1870 an Volin, „habe ich jetzt eine große Photographie. Jetzt erst bin ich vollkommen mit ihm zufrieden; es macht sich besser in der Photographie als im Original, denn allerdings die rechte Farbe, die Farbe des Lebens, abgibt.“ Wir sind kaum geneigt, dieses Urteil zu unterschreiben und halten uns an des Künstlers eigene Erklärung in der Urstiftung seiner Lebenserinnerungen: „Auch muß ich erwähnen, daß ich, des ewigen venezianischen Jauminerens müde, während des Uebergangs zur großen Historie eine Zeitlang für meine Gebilde den rosafarbenen und inapphilen Ausdrucks wählte. Immer jedoch war die Behandlung dem Gegenstand auf den Leib gepaßt. Für diese Periode“ und betrachtete sie als Rückschritt, während dieselben Farben von früher in meinem Kalkasten lagen und ich sie nur nicht gebrauchen wollte.“

In einem Briefwechsel haben der Maler und der Philosoph übrigens niemals gestanden. Wie mir Fräulein Eleonore Feuerbach, die hochbetagte Tochter des Philosophen, mitteilt, ist nicht die kleinste unbedeutende Zeile von der Hand des Malers an seinen Onkel vorhanden.“ Karl Quenzel (Leipzig).

„Wohin wir gehen“.

Bei dem Stamme der Umbundu-Regen fand man ein tief-sinniges Gedichtchen, dessen große Lebensweisheit auf uns, die wir uns mit dem Vergangenen abzuwenden und nur auf die Zukunft zu hoffen haben, besonders Eindruck macht. Zwei Männer, so lautet jenes Gleichnis, schritten zusammen des Weges dahin. „Wohin wir gehen?“ sprachen beide, als sie auf der Straße einen Weinhändler gesehen haben. Wührauslich aber gab ihnen der Verkäufer zur Antwort: „Sagt mir erst eure Namen, dann will ich euch Palmwein geben.“ Da sprach der erste: „Ich heiße Wober-wirgehen.“ Der andere aber rief: „Ja, du Wober-wirgehen.“ Der Palmweinhändler bellant sich: „Wober-wirgehen, du hast einen vertrauensverweckenden Namen.“ sprach er dann: „Dir gebe ich Wein! Du aber, Wober-wirgehen, du bist mir ein unheiligerer Gesell.“ Du bekommst keinen.“ Nun geriet der Verkäufer und Wober-wirgehen in einen heftigen Streit, so daß sie schließlich zum Richter eilten, um ihm den merkwürdigen Fall vorzutragen. Und wie lautete dessen Urteilspruch? „Wober-wirgehen hat recht, und unrecht hat der Händler. Denn wo wir nicht mehr sind, von dort haben wir nichts mehr zu erwarten. Was wir erhalten wollen, das haben wir da; wohin wir gehen.“ Weisheit eine schone Regenerparabel über Vergangenes und Zukunft und unser Verhältnis zu beiden.

Notizen.

— Russe. In der Romischen Oper werden an allen Sonn- und Feiertagen vom 5. Oktober an, ab um 12 Uhr mittags vollstämmliche Konzerte unter Mitwirkung hervorragender Künstler und Künstlerinnen veranstaltet.

— Russe. 5. Ust-Konzerte veranstaltet die Kund-gemeinde im Beethovensaal. Am ersten Sonntag, den 14. September, fingen Petrus Stolzenberg und Josef Mann.

kommandanten Eglhofer zu gehen. Inzwischen aber war mein Mann schon erschossen.

Nun zeigt der Vorleser die bei dem Angeklagten Gesselmann vorgefundene gelbene Uhrkette, die sie früher als die Kette ihres Mannes anerkannt hat. Auch heute erkennt Frau Daumenlang das Schmuckstück mit Bestimmtheit wieder. Zum Beweis hatte sie ein Glied der Kette mitgebracht, das früher bei einer Reparatur herausgenommen worden war. Der Verteidiger Gesselmann konstatiert jedoch, daß das vorgezeigte Glied in einer kleinen Einzelheit von der Kette abweicht. Frau Daumenlang erklärt darauf, daß sie nun in ihrer Meinung irrt geworden sei. — Vorf.: Frau Daumenlang, Ihr Mann soll einige Tage vor seiner Verhaftung aus Berlin zurückgekommen und bei einer Zweigangschloß der Thule-Gesellschaft gewesen sein. Die Zeugin bestritt das energisch und wendet sich dann an die Angeklagten. Man hört aber nur das Wort „herlos“. Der Angeklagte F e b n e r, der Frau Daumenlang zu Seidl geführt hat, bittet um ein Zeugniszeugnis. — Zeugin: Sie haben sich gut benommen. Es läßt mich leid, wenn Sie etwas gemacht haben, was mit dem Tode der Geiseln zusammenhängt.

Dann wird der Zeuge Hans Wagner, der frühere Metzgermeister Professor W e r g e r s, vernommen. Er gibt an: Ich bin jetzt in einem Geschäft ganz in der Nähe des Gymnasiums angeheilt. Am 30. April war ich ganz erstaunt, als ich zufällig sah, daß man

meinen Professor im Auto ins Gymnasium brachte. Man hat ihn dabei ganz roh die Treppe hinaufgeschoben. Nichts Gutes ahnend, bin ich zu Frau Professor Berger gegangen und habe ihr meine Dienste angeboten. Sie teilte mir mit, ihr Mann sei verhaftet worden, weil er ein Blatt abgerissen habe. Ich habe dem Professor Suppe und Eier ins Gymnasium gebracht, weil er magenleidend war. Ich kam dabei erst in das Zimmer des Kommandanten Seidl und fragte nach diesem. Da schrie Hausherr mich an: „Ich bin der Vertreter des Kommandanten.“ Ich sagte ihm: „Du wirst schon entschuldigen, wenn ich keine Hundsmarkte habe.“ Das hat gefehlt. Er hat mir eine Ordnung mitgegeben. Das war so eine Gestalt. Ganz verblüfft, die Hände haben ihm vorn direkt heruntergehangen. Ich dachte mir: Der sagt ja recht in die Weiseln hinein. Professor Berger hat mich in seiner Aufregung erst gar nicht erkannt. Er sagte, ich solle seiner Frau ausrichten, es ginne ihm gut und er sei in guter Gesellschaft. Ich fragte ihn dann, ob er vielleicht Geld brauche. Da lächelte ein Hofgardist: „Der braucht kein Geld mehr. Dem kommt sein Koffer heute noch herunter!“

So schnell geht das nicht, sage ich und gehe weg. Kurze Zeit darauf kommt ein Arbeiter in unser Geschäft und ruft: „Sag mir nur gleich, wie Dein Professor aussehend?“ Er hat einen weißen Bart, antwortet er. So, dann schreibe sie ihn gerade zum Strafen, erwidert er. Als ich ins Gymnasium kam, hielt er: Die sind schon erschossen. Ich bin darauf zu Frau Prof. Berger gegangen, habe ihr aber nichts von dem Tode ihres Mannes gesagt. Wir sind dann zusammen zu Seidl gegangen. Frau Professor sagte: Ich möchte Herrn Seidl sprechen. Sind Sie Herr Seidl? Er gab überhaupt keine Antwort. Da ging Hausherr auf Seidl zu und flüsterte ihm etwas ins Ohr. Seidl nickte mit dem Kopf und Hausherr sagte dann, er habe den Professor bereits um 5 1/2 Uhr entlassen. Ich wußte ja, wo Professor Berger war und sagte darum: Das ist nicht möglich, da müßte er schon längst zu Hause gewesen sein. Hausherr wies uns dann ab mit der Bemerkung: Bist du nicht in einem Geschäft. Wir sind dann heimgegangen. Später hat dann Frau Professor Berger aus der Zeitung die Nachricht von dem Tode ihres Mannes erfahren.

Die Zeugin Blah, eine Freundin der Familie Seidl, wird zunächst unverändert vernommen. Sie erzählt, daß Seidl bereits am 20. April den Koffer zur Pflicht gemacht habe. Vorher habe er noch die Mittelstufen der A. V. D. verbrannt. — Vorf.: Zeugin, was wissen Sie über das Verhalten Seidls am Morgen des Mordtages? — Zeugin: Erst ist ein Soldat gekommen und hat gesagt, er habe jetzt die Geiseln in die Küche geschickt. Seidl antwortete: Das macht nichts.

Am liebsten möchte ich Sie gleich jetzt erschießen. Aber wartet doch damit, bis ich hindüberkomme ins Gymnasium. — Vorf.: Was wissen Sie über die Mordtätigkeit? — Zeugin: Er hat mich um Mord gefragt, wobei er sich wenden sollte. Dann habe ich seinem Freund Horneier noch nachts um 11 Uhr rufen müssen. Zu dem hat er gesagt, daß die Sache wahrscheinlich später gehe. Da sei es nicht gut, wenn er in der Wohnung bleibe. — Vorf.: Hat er etwas über den Geiselmord gesprochen? — Zeugin: Ich habe zu ihm gesagt: Das hätten Sie nicht tun sollen. Herr Seidl, das macht böses Blut. Er hat geantwortet: Ich weiß nicht, wer den Befehl dazu gegeben hat. Ich habe die Leute nicht mehr halten können. Sie hätten sich auf mich gestürzt. — Vorf.: Sie haben früher noch über eine wichtige Sache Angaben gemacht. — Zeugin: Ich so, über das Geld. Seidl hat

ein ganzes Paket 20-Mark-Scheine unter dem Arm gehabt, als er heimkam. Er hat mir 15 000 M. davon ausgegeben und mir gesagt, ich solle es ihm ausgeben. Am Schluss des Verhörs der Zeugin erklärt Seidl mit großer Wichtigkeit: Die Mittelstufen der A. V. D. sind auf Antrag der Berliner kommunikativen Kontrolle verbrannt worden, weil in Berlin alle die A. V. D.-Karten beschaffen erschossen worden sind, oder wenigstens die meisten. Und das hat man auch in München gefürchtet. Diese Befürchtungen sind leider zu trauriger Wahrheit geworden — Rechtsanwalt Liebhenecht unterstützt Seidl und bestätigt die Aussagen über Erschießungen von A. V. D.-Leuten in Berlin und Dresden. — Vorf.: schlüssig:

„Sie haben halt vorher die anderen erschossen.“

Dann wird die Zeugin Blah nachträglich vereidigt. Außerordentlich interessante Angaben machte dann die Zeugin R u d h über die Herkunft der Schmuckstücke, die im Besitz des Angeklagten Gesselmann gefunden wurden. — Vorf.: Sie haben früher ein Verhältnis mit Gesselmann gehabt, obwohl er verheiratet war. — Zeugin: Das habe ich erst später erfahren. — Vorf.: Wie haben Sie ihn kennen gelernt? — Zeugin: Auf der Straße. Er hat mich ins Kino eingeladen. — Vorf.: So, alle auf diesem nicht mehr ungewöhnlichen Wege hat er Sie angeknüpft. — Zeugin: Er hat mir gesagt, er sei Filmhändler und wolle mich auch auf die Bühne bringen. Er müsse noch Leipzig reisen und in dem Szenariumfeld „Der weiße Diamant“ die Rolle des Detektivs spielen. — Vorf.: Wie sind Sie ins Luisenpark-Gymnasium gekommen? — Zeugin:

Als eine Kreuz-Schmerzer. (Lauter Lachen im Rednerkreis.) — Vorf.: Sind Sie ausgeführt? — Zeugin: Nein. Ich war dann als Schreibfräulein in der Versicherungskammer. — Vorf.: Dann hat ein Student, namens M u m p f, aus Berlin Sie veranlockt wollen? — Zeugin: Ja, er ist verurteilt worden. — Vorf.: Hat Gesselmann Ihnen etwas von dem Geiselmord erzählt? — Zeugin: Ich bestimme mich, dann abwarten. Er hat eine Uhr mit beimgebracht. — Vorf.: Hat er die Uhr schon vor dem Geiselmord gehabt? — Zeugin: Nein, ich weiß bestimmt, daß er sie

erst nach dem Mordtage hatte. Erst hat er mir gesagt, er habe die Uhr gekauft. Später hat er auch einen grünen Ring mitgebracht. Den hat er angeblich beim Geiselmord in Reparatur gebracht. Diese Feststellungen wirken geradezu sensationell. — Vorf.: Zeugin, sind Sie wegen des Bruches auf den Angeklagten böse gewesen? — Zeugin: Nein, erst als er verhaftet wurde, wor die Freundschaft aus. — Der Angeklagte Gesselmann bestreitet die Richtigkeit dieser Angaben: Die Zeugin hat ja früher auch nichts davon gesagt. Woher weiß sie es denn? — Vorf.: Von ihnen. — Gesselmann: Ich bin der Meinung, daß sie von Deutschenbacher beeinflusst ist. — Gesselmann freut sich nicht über diese Werbung, dagegen läßt Seidl in sich hinein, daß Gesselmann nun auch hineingefallen ist.

Industrie und Handel.

Börsen.

Die Börse zeigte auch heute wieder einen fürnischen Verlecher am Kolonialmarkt. Die Werte schienen erneut, zum Teil beträchtliche Kursrücksetzungen zu erzielen. So notierten Bomono gestern 2025, heute 2170, Neuguinea gestern 272, heute 280. Südwest gingen von 103 auf 108, Deutsche Kolonialanteile von 1030 auf 1140, Omani-Anteile von 207 auf 235, Omani-Gewinnanteile von 158 auf 175, Rafo von 70 auf 74, Oman Soldeiter von 410 auf 430. Am Valutamarke war das Geschäft ruhiger und die Kursveränderungen geringfügiger. Canada schlossen gestern 543, eröffneten mit 544 und gingen später zurück auf 534. Baltimore mit 155 2 Proz. ansehend. Steaua Romana mit 582 6 Proz. niedriger. Deutsche Petroleum mit 338 fast unverändert. Deutsche Erdöl um 9 Proz. höher auf 310. Russische Banken hellten sich um rund 5 Proz. höher. Creditaktien zogen um 8 1/2 Proz. an. Orientbahnen 5 Proz. niedriger. Türkische Tabak 21 Proz. niedriger. Am freien Verlecher sehr fest Hochfrequenz und Deutsche Maschinen. Schiffahrtsaktien fest und belebt. Bedarf Deutsch-Australia, die 5 Proz. gewonnen. Norddeutscher Lloyd 4 Proz. höher, Hansa und Hamburg-Südamerika 3 Proz. höher. Auch Montanwerte durchweg steigend, zum Teil beträchtlich. Bellenkuchen und Rheinisch 4 1/2 Proz. höher. Garpener und Phönix 4 Proz. höher. Lotbringer Hütte 3 Proz. niedriger. Am Rüstungsmarkt: Rüstung Kupfer 6 Proz., Rheinmetall, Daimler und Orenstein u. Koppel je 4 Proz. ansehend. Kriegsanleihen unverändert mit 79.20, ältere Anleihen wenig verändert, nur Schatzscheine von 1913 um 1/2 gebessert.

Groß-Berlin

Neuköllner Lebensmittelgeschäfte.

Die in der gestrigen Sitzung des Neuköllner Arbeiterrat geordneten Mittelungen über große Lebensmittelbeschreibungen einzelner Bezirke des Magistritats haben nicht nur in Neukölln berechtigtes Aufsehen erregt. Nach Angaben von zukünftiger Stelle melbet eine Korrespondenz: Es handelt sich um Fälle, die vom Magistrat dem Bericht gegenüber zugegeben worden sind. Einzelne Beamte haben aber mit der Sache persönlich überhaupt nichts zu tun. Stadtssekretär Voigt sei gar nicht in der Lage, Geschäfte für die Stadt selber abzuschließen. Bei allen angelegenen Verlecherungen und Käufen handelte es sich um Verschlässe des dortigen Lebensmittelamtes, die Voigt als Deamter dieses Amtes zumeist gemeinsam mit dem Direktor Rein ausgeführt hatte. Bezüglich der einzelnen Fälle wird erklärt: Mit Rücksicht auf die politische Lage im Frühjahr 1910, die einen schnellen Friedensschluss nicht voraussehen ließ, beschloß die städtische Verwaltung damals, durch die staatliche Verteidigungsstelle, wie die meisten Gemeinden Groß-Berlins es ebenfalls machten, für etwa 10 Millionen Mark Lebensmittel aus den besetzten Gebieten und dem Auslande anzukaufen, um für alle Fälle Vorräte für die Bevölkerung zu haben. Infolge des plötzlichen Friedensschlusses sanken nun aber die Preise auf dem Lebensmittelmarkt. Daher kam der Magistrat zu dem Entschluß, die vorhandene überschüssige Ware, die die Bevölkerung trotz mehrmaliger Verteilung in Neukölln nicht abnahm, weil auch das Kaufbedürfnis gesunken war, sofort wieder abzuschließen, um die Gemeinde vor großen Verlusten zu bewahren. Der Leiter des Lebensmittelbeschaffungsamtes, Direktor Rein, und Stadtssekretär Voigt wurden dann auch vom Magistratsabgeordneten Stadtrat Wier beauftragt, alles Erforderliche in die Wege zu leiten. Zum Vertrieb der Waren wurde nicht nur die Firma Schmidt Söhne, sondern eine ganz erhebliche Anzahl von Firmen betangezogen. Großen Lebensmittelgeschäften und über vierzig anderen Gemeinden wurden die Lebensmittel offeriert. Die Angabe des Arbeiterrats, daß 20 000 Dosen Rindfleisch veräußert wurden, ist unrichtig; es handelt sich nur um 2000 Dosen Rindfleisch, die verstanden wären, wenn man sie nicht schnell absetzte. Fast fünf aus die Angaben über den Verkauf großer Mengen verschiedener anderer Waren. Richtig ist nur, daß 10 Waggons Weizenmehl in Verbindung mit 7 Waggons Raismehl, 7 Waggons Kartoffelmehl, 3 Waggons Kartoffelmehlwolmehl und 5 Waggons Ukrainisches Weizenmehl abgegeben werden sollten. Das geschah, weil Weizenmehl allein keinen Absatz gefunden hätte. Die Firma Schmidt hat aber tatsächlich überhaupt keine Verlecher tätigen können, mit Ausnahme des Rindfleischs, das eine Behörde kaufte. Richtig ist, daß Straußberg und Neuzittau Waren von der Stadt gekauft haben. Die angeblich verschobene Seife war dem Magistrat von der Stadt Wierlich, von der er Lebensmittel erhalten hatte, mit der Bitte um kommissionarischen Verkauf überwiesen worden. Der Wierwurf, daß übermäßig hohe Provisionen bezahlt worden sind, wird ebenfalls als unrichtig bezeichnet; es seien nur die vertraglich mit den einzelnen Agenten festgesetzten Sätze gewährt worden. Fast alle Fälle, die der Arbeiterrat anführt, sind übrigens der Staatsanwaltschaft schon längst bekannt und stehen zum Teil mit dem vor zwei Jahren gegen Neukölln anhängig gemachten Verfahren im Zusammenhang.

Man darf eine amtliche Erklärung des Neuköllner Magistrats über die schweren Beschuldigungen erwarten.

Zur Regelung des Straßenhandels.

In einer Versammlung der Straßenhändler referierte B r o l l über das Thema: Der Straßenhandel in Berlin und die Antwort des Polizeipräsidenten. Durch das wilde Händlertum sei der legitime Straßenhandel auf das schwerste gefährdet worden. An den Rikständen sei die Polizei selbst schuld, da sie keine Maßregeln dagegen ergriffen habe. Bei der Vertreibung der wilden Händler habe man auch die legitimen Straßenhändler mit vertreiben. Dem Polizeipräsidenten wurden Vorschläge zur Regelung des Straßenhandels gemacht, doch wurde abgelehnt, mit den Organisationen der Händler zu verhandeln. Es müsse versucht werden, dennoch zu Verhandlungen zu kommen. Eine Resolution, die mit Bedauern von der Ablehnung der Verhandlungen Kenntnis nimmt und die Regelung des Straßenhandels in Gemeinschaft mit den Organisationen verlangt, wurde angenommen.

Bermittelt wird seit 7. September der vierjährige Knabe Walter Dubulzig aus Friedenau, wo er bis vormittag 11 Uhr vor dem Hause Bornstr. 15 gespielt hatte. Er trug weichen Kittel, weiße Höschen, graue Schürze, gelbe Segeltuchschuhe, braune Strümpfe, hat dunkelblondes Haar, schwarze Augen, ist mittelgroß. Besondere Merkmale: er hat über beiden Augen eine Narbe, leidet an Chrenlaufen und läst mit dem rechten Daumen. Angaben erbeten an Fr. Dubulzig, Friedenau, Bornstr. 15 v. oder auf jedem Polizeibureau. Unkosten werden zurückertattet.

„Volk und Zeit“, unsere illustrierte Wochenchrift, liegt der heutigen Postanlage bei.

Arbeiter-Stronographenband Interimhemel. Sitzung heute 7 Uhr. Anfangskursus nach Stolze-Schrey. Raubmeldungen noch im Vereinsrat, Bruchstr. 71.

Neukölln. Bei der Wahl zum Lehreramt in Neukölln von der Kreisinspektion Ost wurden gewählt 3 Lehrer mehrheitlich sozialistischer Richtung und 2 Bürgerliche.

Groß-Berliner Lebensmittel.

Wien. Vom 15. September ab werden neue Nahrungsmittelarten für Kriegsbeschädigte von 10 Proz. Erwerbsunfähigkeit ab ausgegeben gegen Rückgabe des Mittelstücks der alten Karte und gegen Vorlegung des Nennendeckels. Die alte Karte erlischt mit Ablauf des 30. September.

Wittenau. Von heute ab 250 Gramm Haferkosten, 250 Gramm Getreide, 125 Gramm Waldknoten, 250 Gramm Parmerlode. Bis spätestens 20. September abholen!

Raumverlecher. Jeder aufgabe auf Absatz 71 der Zulefarte (für 16. bis 30. September) und auf dem Septemberabschnitt der Zulefarte. Abgeben am 12. und 13. September. Verkauf 10 bis 30. September. — In der Zuhalle, Spahnortstraße, Zulefartstisch in jeder gewünschten Menge.

Groß-Berliner Parteinahrichten.

23. Abt. Sonntag, 14. September: Familienausflug nach Schmöwitz-Edelweide. Abfahrt 6.57, 7.09, 7.27 Uhr vom Sächsischen Bahnhof. Umkleien in Grünau. Treffpunkt Bahnhof Schmöwitz-Schmöwitz. Kindererlebung.

Gewerkschaftsbewegung

Die Differenzen in der Berliner Metallindustrie.

In unserer letzten Ausgabe berichteten wir bereits über die Berämmlung der erweiterten Ortsverwaltung der Metallarbeiterverbände und der Arbeiterräte der Metallindustrie, in der über die Differenzen verhandelt wurde, die sich aus den Verhandlungen über die Einklassifizierung der Arbeiter in die einzelnen Lohngruppen ergeben haben. Aus dem Referat von R u s h s über diese Differenzen tragen wir noch folgende Einzelheiten nach:

Die durch den Spruch vom 21. August vorgezeichnete Entlohnung der besonders hoch qualifizierten Arbeiter über die vorgezeichneten Lohnklassen hinaus wird dadurch beseitigt, daß diese Arbeiter alle in die erste Lohnklasse gebracht werden und diejenigen Arbeiter, die der ersten Lohnklasse zugerechnet worden sind, müssen einfach in niedrigere Lohnklassen kommen. Metallarbeiter, Eisendreher, Mechaniker werden zum größten Teil in die Lohnklasse 2 bis 4 gebracht. Arbeiter in Eisen- und Walzwerken werden in die fünfte Lohnklasse gebracht und verlieren einen erheblichen Teil ihres bisherigen Verdienstes. Metallschleifer, die ständig unter der stärksten Staubwirkung stehen, werden in Klasse 4 und 5 gebracht. Selbständige Galvaniseure mit großen umfassenden Fachkenntnissen werden in Klasse 3 eingereiht. Schlichter in Klasse 2 bis 4, Kesselschmiede werden in alle fünf Klassen verschoben. Selbständige Schraubendreher für hohe Präzisionsarbeit kommen in Klasse 2 und 3. Das tollste Stück leistete sich der Schlichtungsausschub bei der Festlegung der Löhne für Metallformer. Diese Gruppe hat durchweg einen Verdienst von 3.50 bis 4 M. pro Stunde. Unter dieser Entlohnung sind in ganz Berlin keine Metallformer zu finden. Der Schlichtungsausschub setzt diese Gruppe in Klasse 1 bis 4, so daß für diese Gruppe hinfert ein Stundenlohn von 2.40 bis 3 M. bestehen würde.

Am dem am 21. August gefällten Schiedspruch ist ausdrücklich festgelegt worden: „Soweit Arbeiter bisher höhere Löhne beziehen, als Lohn und Zuschläge dieses Abkommens betragen, sollen sie nicht vermindert werden. Von dem Abbauen der Spizensöhne soll zurzeit abgesehen werden.“

Treu und Glauben sehen voraus, daß auf beiden Seiten das ehrliche Bestreben vorhanden sein muß, die Verhandlungen über die Eingruppierung der Arbeiter in die einzelnen Lohnklassen nur unter Anerkennung des Grundsatzes vorzunehmen, daß bestehende höhere Löhne dadurch nicht verliert werden. Sollte das, wie nach R u s h s Ausführungen angenommen werden muß, doch der Fall sein, so wäre nicht nur in dem speziellen Falle ein frivoles Spiel mit den berechtigten Arbeiterforderungen getrieben, sondern damit verbunden wäre auch eine nicht wieder gut zu machende Diskreditierung des Spruchverfahrens in gewerblichen Streitigkeiten bei der gesamten Arbeiterschaft.

Eine autoritative Darstellung der Differenzen ist dringend erforderlich. Denn wir sagen ganz offen heraus: wir halten es nicht für möglich, daß das Arbeitsministerium, an dessen Spitze der Genosse Schlichte steht — 25 Jahre hindurch 1. Vorsitzender des Deutschen Metallarbeiterverbandes — ein solch frivoles Spiel mit den Interessen der Arbeiterschaft treiben läßt.

Mit dem Gedanken eines allgemeinen Streikes in der Metallindustrie darf in der jetzigen Zeit auf beiden Seiten nicht gespielt werden. Das Unternehmertum darf sich nicht einbilden, daß vielleicht die Zeit gekommen sei, mit manchen ihm unbequemen Einrichtungen aufzuräumen und einen Streik provozieren zu können. Aber das trifft leider auch auf einen Teil der Arbeiterschaft zu. Ist es doch eine Tatsache, daß unklare Köpfe mit dem Gedanken des Streiks zur Eroberung der politischen Macht gespielt haben und noch spielen. War doch gestern morgen bereits der Streik für die „Freiheit“ eine feststehende Tatsache, oder war die in Riesenketten gegebene Ueberchrift „Riesenkampf in der Berliner Metallindustrie“ nur eine der bei ihr beliebten Ueberreibungen? Wir fragen, daß die Gewerkschaften benutzt werden sollten, um das Süpplein politischer Quertreiber zu locken. Nur auf eines brauchen wir da hinzuweisen: auf der Reichskonferenz der U. S. V. D. hielt R o r n e n ein Referat über die Gewerkschaftsfrage. Er konnte — hoffentlich mit innerer Genugtuung — feststellen, daß nicht weniger als fünf oppositionelle Strömungen zurzeit an den Gewerkschaften herumdoorn. Die von ihm selbst propagierte Richtung will es, wie er ausführte, sich zur Aufgabe machen, durch die Zentralstelle der Betriebsräte einen Boden zu schaffen, von dem aus man revolutionär in den Gewerkschaften vorgehen kann.

Wenn solche Drahtzieher die Gewerkschaften zu ihren politischen Zielen benutzen — die Berliner Metallarbeiter sind ja gewissermaßen die anerkannte Sturmkolonne für die im Hintergrunde Stehenden —, dann muß man sich freilich fragen, ob nur die materiellen Sorgen der treibende Keil bei den entstandenen Differenzen sind. Ist doch im Laufe der Verhandlungen über den Schiedspruch wiederholt das Wort gefallen, daß die Berliner Arbeiter mit geduldigstem Interesse auf den Verlauf warten und daß ein eventueller Streik weit über die Metallindustrie hinausgreifen würde. Auch da ist wohl der Wunsch der Vater des Gedankens.

Für alle Teile muß es gelten, einen Streik zu vermeiden. Sollte aber durch Schuld der Schiedskommission bei der Klassifizierung ungunsten der Arbeiter über den haren Wortlaut des Schiedspruches hinausgegangen sein, so ist das aus schärffte zu beurteilen. Das Reichsarbeitsministerium ist im Interesse der Aufrechterhaltung des dringend nötigen gewerblichen Friedens verpflichtet, vermittelnd einzugreifen, um einen Ausbleich der widerstrebenden Interessen herbeizuführen. Und das kann ohne einen Streik erreicht werden.

